

(Nachdruck verboten.)

62]

## Das tägliche Brot.

Roman von C. Viebig.

Mine war gar nicht beleidigt, sie lachte gutmütig. „So fein wie bei Deine Herrschaften is es natürlich nich! Wenn wer nur immer satt haben,“ setzte sie seufzend hinzu, „mehr wünsch ich mer gar nich.“

„Unbescheiden biste grade nich!“ Bertas Blick streifte die Freundin mitleidig und blieb auf den übrig gebliebenen Brocken der Schmalzstullen haften. Ein seltsames Zucken hob ihre Oberlippe. Dann, wie wieder zu sich selber kommend, sprang sie zu ihrem Storton, hob ihn vom Boden und begann eifrig aufzuschürren.

„In neues Kleid — ganz modern — sollste mal sehn! In dem plundrigen Garnie konnt mer ja nisch Ordentliches anziehen, gleich war's ruiniert. So en Dred, pfui Deiwel! Un Schuh hat mer sich auf den Treppen abgelassen, nich zu fagen! Ewig hin und her! Da rissen se an de Klingeln, mer denkt wunders was. Un wenn man reinkommt — „Ach, heben Sie mir mal auf, da ist was runtergefallen“ — oder — „Sehen Sie doch mal nach, ich glaube, das Fenster ist nicht ganz geschlossen!“ — Bäh!“ Sie streckte die Zunge heraus. „Un Wangen waren da — brrr! Stud mal!“ Sie schob ihren Blusenärmel in die Höhe und zeigte rote, geschwollene Stellen. „So haben se mer gebissen. Auf unseren Hängeboden saßen se knüppeldid.“

„Warum biste denn nu eigentlich da wieder gezogen?“

„Na, is das noch nicht genug? Was fragste dumm!“ Bertas stemmte die Arme in die Seiten, in ihren Augen funkelte es auf. „Noch mehr gefällig?! Da wer' ich der mal erzählen, wie de Herren da hinter einem drein waren. In de Stube sollt man zu ihnen kommen, ihnen den Koffer helfen packen — die — —“ sie schluckte eine wenig schmeichelhafte Bezeichnung hinunter. „Un denn noch nich mal en anständiges Trinkgeld; manche gingen einem ganz durch. Un denn der Olle, unser Herr selber, was der immer zu quatschen hatt! Wenn ich in de Stuben aufräumte, kam er mer nach — „Sie Berta, näh Se mir doch mal den Knopf an!“ Na, det kennt man schon! Aber als sie nu wegen 'ner Kaputten Waschrufe anfing: die hätte achtzehn Mark gekostet, die sollt ich bezahlen — hei — da macht ich ihr wenigstens en ordentlichen Krach! „Lassen Se sich de achtzehn Mark vom Herrn ersehen. Der is schuld dran — was kneift er mer so?!“ Na, da hättste se sehn sollen! Gaha! Ich raus, Knall und Fall. Wegen der achtzehn Mark wollte se solange meinen Korb einbehalten, meinswegen!“ Sie lachte in einem spitzbüßischen Entzücken. „Mit meinen guten Sachen bin ich heimlich die Hintertreppe runter, 's is ja so wie so schon 'ne Masse bei der Grummach — en paar alte Sadern sind im Korb!“

„Deine scheenen Sachen zur Grummach?!“ Mine war ganz entsetzt.

„Na ja, sind se eben futsch!“ Bertas lachte, aber dann ergriff sie, plötzlich wieder in Tränen ausbrechend, Mines Hand. „Willste mer hier behaltn, so lange, bis sich was for mich gefunden hat? Lange haste mer nich auf'm Halse. Es find't sich schon was, un wenn ich —“ sie hörte auf zu weinen und lachte wieder leichtsinnig. „Am de Ecke geh ich nich, davor brauchste keine Angst zu haben; dazu hab ich en viel zu guten Docht. Trallala, trallala!“

Wie auch Mine sich sträubte, Bertas faßte sie um die Taille und walzte mit ihr durch die Stube in einer wilden Lustigkeit

29.

Es hatte sich für Bertas nichts gefunden. Was wollte sie denn eigentlich auch?!

„Die Dame spielen,“ sagte Mutter Reschke mit einem maliziösen Lächeln. Sie war lange nicht mehr so gut auf Bertas zu sprechen; das war ja unerhört, daß die nun schon acht Tage den jungen Leuten auf dem Hals saß! „Konnte die nich bei mir kommen?“

Aber Bertas gestand Mine ein, daß sie nicht so gut bei Kasse sei, um bei Mutter Reschke zu wohnen. „'s kommt

mer ja nich drauf an; wenn ich's hab, geb ich's gerne. Aber nu hab ich's eben nich; das Heind vom Leibe kann ich mer doch nich runterschwagen lassen!“

So behalf man sich in der einzigen Stube.

Artur hatte dem Gast galant seinen Platz im Bett abgetreten und schlief auf einem vom Nachbarn geborgten Strohsack hinter dem Kleiderschrank.

Während Mine nach schwerem Tagewerk den traumlosen Schlaf tiefster Ermüdung schlief, lag Bertas mit offenen Augen und starrte in den Mond, der durchs unberhängte Fenster bleich herein sah. Er beschien die ganze Dürftigkeit. Bertas Augen wurden immer größer, ihre Blicke angstvoll, fast entsetzt. Sie kniff die Lider zu und stieß einen Seufzer aus; und aus der Ecke hinterm Schrank antwortete ein anderer Seufzer. Hin und her, in rastloser Unzufriedenheit warf sich Artur auf seinem Strohsack.

Am Tag war Bertas heiter. Da nähte sie ein bißchen, häfelte ein bißchen, gähnte ein bißchen, kochte Artur das Essen und schlenderte mit Fridchen spazieren.

Mine war jetzt alle Tage auf Arbeit, mußte sie doch doppelt verdienen — Artur war stellenlos. Der Prinzipal war seiner Kündigung zuborgekommen und hatte ihn entlassen. War das 'ne Manier, einen fleißigen Arbeiter brotlos machen?! Er fand beim Budiker immer einen Kreis teilnehmender Schicksalsgenossen.

Wahrhaftig, da verging einem doch die Lust, wieder neuer Beschäftigung nachzugehen! Nur auf Mines ewiges Quälen hin entschloß er sich, Arbeit zu suchen.

Alle Tage ging er aus, blieb Stunden und Stunden weg, schlenderte langsam übers Trottoir, stand, die Hände in den Hosentaschen, vor einem Schaufenster oder nahm die Arbeiten an einem Neubau in Augenschein. Ueberall gab's was zu sehen, was zu begutachten. Da war eine Werdebahn aus den Schienen gesprungen, da ein Pferd gestürzt, hier wurde an der Kanalisation gearbeitet, dort ein Betrunkener vom Schuhmann beim Kragen gepackt. Immer stand Artur mitten in dem sich ansammelnden Menschenhaufen.

Auch bei seiner Mutter sah er viel, vorn im Laden. Nach hinten in die Wohnstube ging er nicht, da hielt sich der Alte auf; der war ihm zu langweilig, zudem hatte er eine Vorliebe für die Schwiegertochter gefaßt. Jedes Wort, das der zu Mines Lob sagte, reizte Artur.

Er war nicht eben freundlich, wenn Mine abgearbeitet nach Hause kam. Wie sah die aus! Der richtige „Trampel“! Vergleichend floß sein Blick zu Bertas hin — wie lustig, wie zierlich! Jede ihrer weichen, wiegenden Bewegungen, ihr spitzbüßisches Lächeln, ihr kühler und doch so sprechender Blick, alles an ihr lockte ihn.

Heute hatte er von sechs bis zehn beim Budiker gefessen, sein Kopf war rot, als er nach Hause kam. Noch war Bertas allein; seine Augen flammten auf. Sie saß am Tisch, hatte eine Näherei vor sich liegen, tat aber nichts. Gähmend blinzelte sie ins Licht. Da trat er rasch hinter sie, faßte sie fest um die Taille und drückte ihr einen heißen Kuß auf den Nacken, über dem die goldenen Härchen wie weicher Flaum lagen. Aber schneller als zu ahnen, drehte sie sich um und schlug ihm eine Ohrfeige, die ordentlich knallte.

In diesem Augenblick trat Mine ein. Sie wurde sehr blaß; sie sagte nichts, nur einen Seufzer stieß sie aus, als sie sich bückte, um die feuchten Strümpfe von den Füßen zu streifen. Den ganzen Tag war sie schon nicht recht wohl gewesen, so müde und schwindelig, jetzt lag es ihr auf dem Magen wie Stein.

Am nächsten Morgen war sie noch immer blaß und still, da tuschelte ihr Bertas ins Ohr: „Sei man ruhig, Mine, so find se alle. Der Artur is noch lange nich der schlimmste. Mir wirste nu los, heut noch geh ich nach 'ne Stelle!“

Ein schwaches Lächeln huschte über Mines ernstes Gesicht und glättete für einen Augenblick die Falten auf ihrer Stirn. Als sie die Treppen hinunter zur Arbeit ging, könnte vom Hof heraus ein Poltern und Krachen, ein dröhnendes Schimpfen, ein Frauen- und Kindergekreisch. O weh, das kam wieder von Bartuschewskis! Sie hatten noch dazu ein Fenster auf.

Mine blieb lauschend stehen und drückte die Hand gegen das klopfende Herz. Nein, so war ihr Artur denn doch

nicht! Berta hatte recht, Artur war noch lange nicht der schlimmste. Wenn er doch nur erst wieder eine Stelle hätte, dann war alles gut!

Den ganzen Tag konnte sie nichts andres denken: Gätte er nur eine Stelle! Sie war wie beissen von diesem Wunsch. Ihre Seele war nicht bei der Arbeit. Die Geheimrätin, bei der sie den Salon reinmachte, hatte gar nicht unrecht, wenn sie heute über die Putzfrau klagte. Gätte die doch in ihrer Zerstreutheit eine Vase vom Kamin gehoben, gerade da, wo sie gekittet war, und so das Stück natürlich wieder abgebrochen.

Es war ein trauriger Tag für Mine.

Für Berta war er auch nicht heiter gewesen.

Stundenlang hatte sie in dem dunstigen Lokal des Mietsbureaus in der Jägerstraße gestanden. Sie hatte dieses aufgesucht, trotz des weiten Weges, weil es billig, jederzeit dort Nachfrage und Angebot war, und weil es sie, in einer Art von Sehnsucht, mit einem instinktmäßigen Trieb, immer wieder nach dem Herzen der Stadt, in die Nähe der Friedrichstraße zog, wo das Blut der Großstadt lebhafter pulst, die Schaufenster glänzender loden, die elektrischen Lampen der Restaurants bis spät in die Nacht dem bunten Gewimmel auf den Trottoirs leuchten.

In ihrem koketteinfachen Anzug stand Berta, recht sichtbar, gleich vorn am Eingang des Mietsbureaus. Man hatte ihr, als einen Lodvogel, diesen Platz angewiesen. Sie war verächtlich und biß sich auf die Lippen — war sie nicht eigentlich heruntergekommen, daß sie hier stand? Mit welcher Verachtung hatte sie früher auf die Mädchen geblickt, die von hier aus einen Dienst suchten; das war gar nicht guter Ton.

Aber bald hob sie die gesenkten Lider; sie merkte, daß sie gefiel. Nicht eine Dame ging vorüber, die sie nicht ansah. Sie wurde gemustert und musterte wieder.

Die Aufseherin rief sie immer wieder heran, um sie vorzustellen. „Sie suchen ein perfectes Hausmädchen — sehn Sie mal, meine Dame, was?! Ganz wie für Ihnen gemacht! Schick, sauber, jewanbt, ein hochherchaftliches Mädel! Na, Fräulein, sprechen Sie doch mal mit die Dame! Achtzig Taler — nich drunter? Ach was, Sie werden sich schon einig werden!“

(Fortsetzung folgt.)

## Nikolaus Gogol.<sup>\*)</sup>

(Geboren am 19. [31.] März 1809; gestorben am 21. Februar [5. März] 1852.)

Von Ernst Krewski.

Die russische Dichtung der letzten neunzig Jahre kennen, heißt den Schauplatz erkennen, auf dem sich die geistige und soziale Entwicklung innerhalb der weiten Volksgrenzen des Zarenreiches abspielt hat. Was bis dahin zutage getreten war, bewegte sich in völliger Abhängigkeit von der westeuropäischen Kultur einerseits, in den erstarrten Banden eines altruistophilen Pseudklassizismus andererseits. Erst mußten, statt der seitherigen Planketeien um die Sprache, „kritische“ Kämpfe um die Schönliteratur entbrennen, um darzutun, daß es noch keine spezifisch russische Literatur gäbe. Diese Tatsache nicht bloß erkannt, sondern auch in bald schroffer, bald verblühter Weise verkündigt zu haben, ist das Verdienst vor allem jener Kritiker, die durch die deutsche und englische Romantik befähigt waren, eine Umwertung der bisherigen literarischen Werte anzubahnen.

Man mag die Frage offen lassen: ob Puschkin und Lermontoff in ihren reifsten Werken wenigstens die nationale russische Litera-

\*) Die bedeutendsten Werke Gogols sind in der Reclamfischen Universal-Bibliothek erschienen, einige auch in Meyers Volksbüchern. Auch unter den „Büchern des deutschen Hauses“ befindet sich ein Gogol gewidmeter Band, der einige seiner besten Erzählungen enthält. In einer deutschen Gesamtausgabe, die auch als Uebersetzung allen Anforderungen entspricht, fehlte es bisher. Der Münchener Verlag von Georg Müller, dem wir bereits den ganzen Dostojewski verdanken, hat jetzt eine solche unternommen. Die Herausgabe leitet Otto Bueck, der vorzügliche Uebersetzer der mehrbändigen Memoiren Alexander Herzens. Es werden sämtliche Schriften und Dichtungen Gogols in 8 je mindestens 500 Druckseiten starken Bänden vereinigt sein, wovon bereits die ersten zwei Bände vorliegen. Sie umfassen des Dichters Hauptwerk: die „Toten Seelen“, nebst einigen Novellen. Hier wird zum ersten Male der grandiose Roman in durchweg getreuer und vollständiger deutscher Verdeutschung geboten. Auch alle Varianten und Nachträge, die für das Verständnis der Grundidee und der künstlerischen Absichten des Dichters von Bedeutung sind, wurden mit aufgenommen. Wir werden somit endlich eine Gogols würdige deutsche Ausgabe haben.

tur begründet haben oder nicht. Soviel darf aber doch gesagt werden: die Anfänge des Realismus, sowie der von allem Selbsteingeführt worden. Desgleichen seht bei ihnen die allerdings mit dem Mantel des Chronischen Pessimismus drapierte Kritik an den bestehenden Missetänden und herrschenden Gesellschaftsklassen ein. Aus der Opposition gegen diese wie gegen die fremdlandische Bildung ist aber die nationale russische Literatur hervorgegangen, und Nikolai Gogol ist ihr eigentlicher Urheber. Seine Schriften sind es gewesen, die dort das soziale Element und die soziale Kritik einführen, die sich auf eine Analyse der Verhältnisse innerhalb Rußlands selbst stützen. Gogol ist aber nicht bloß anzusehen als das Haupt der „Uebersetzungsliteratur“ oder der „natürlichen Schule“, das heißt der Literatur, die die Mängel der Gesellschaft in allen ihren Schichten aufdeckt, sondern er ist auch der Vater der Profadichtung, sowohl des Romans wie des Dramas.

Nikolai Wajiljewitsch Gogol-Janowski — dies sein vollständiger Name — war kein Großruße. Er wurde in einer ukrainischen Edelmannsfamilie zu Sorotschinz im Gouvernement Poltawa geboren. Sein Vater hatte bereits einiges literarisches Talent gezeigt und ein paar Komödien in seiner Volkssprache geschrieben, starb aber früh. Der Knabe erhielt seine Gymnasialbildung in Njeschin, einer kleinen Provinzialstadt. Allein, der Glaube, zu etwas Großem geboren zu sein, ließ ihn schon mit neunzehn Jahren der stillen Heimat entfliehen. Petersburg war sein Ziel. Dort wollte er zunächst Schauspieler werden; denn er gebet, wie wir hernach erfahren werden, über ein nicht gewöhnliches Vortragstalent. Doch der Direktor des kaiserlichen Theaters wollte ihn nicht aufnehmen. So mußte er sich nach einer anderen Betätigung umsehen. Er fand sie vorerst als Hauslehrer in Pawlowsk. Es war hier seine lemeswegs beneidenswerte Aufgabe, einem idiotischen Knaben Bilder zu zeigen, sie zu erklären und den ganzen Tag mit ihm zu plaudern, um so die spärlichen Geisteskräfte des Kranken, wenn auch nur um ein Weniges, zu entwickeln.

Während dieser Zeit war es auch, daß Gogol mit verschiedenen gefeierten Schriftstellern, die in jenem Hause verkehrten, bekannt wurde: so mit Karamsin, Puschkin und Schukowsky. Letzterer wieder war mit Professor Pletnew, dem derzeitigen Rektor der St. Petersburger Universität sehr befreundet, und durch ihre Vermittelung erhielt Gogol dort eine Professur für Geschichte. Er hat aber nur ein Jahr lang diese Stellung bekleidet, denn der Dichter fühlte weder zum Beamten noch zum Historiker irgendwelche Neigung. Ueberhaupt hatte ihn das schale Leben in Petersburg sehr enttäuscht: — „die Stadt erschien ihm ohne jeglichen Charakter, von unheimlicher Stille, die Einwohner, als wären sie alle in Amt und Würden, ohne Geist dazu und ohne Interesse für etwas anderes außer dem Dienst“ . . . So jung an Jahren er auch seine kleinrussische Heimat verlassen hatte — jetzt zehrte an ihm förmlich die Sehnsucht nach ihr. Und wie er seine häufige Melancholie, ja Hypochondrie und seelische Depression auch insolge körperlichen Unbehagens durch Erfinden komischer Typen in möglichst komischen Situationen zu bannen suchte, so erhob er sich über die Verdrüßlichkeiten des tristen Petersburger Lebens, dessen Klima schon ihm schädlich war, durch die Gedankenflucht nach der südlichen Heimat mit ihrem freieren poetischen Menschentum, nach dem heiligen Kiew, nach der bunten und wohnigen Steppe.

Aus dieser Sehnsucht entstanden seine kleinrussischen Erzählungen, die er in zwei Sammlungen: „Abende auf dem Meierhofs bei Dilanka“ und „Mirgorod“ erschienen ließ. Obwohl die kleinrussische Sprache weit melodischer ist, schrieb er sie doch in der Sprache Schekowstys, Puschkins und Lermontoffs. Gogols Doppelnatur: einerseits eine bis zur krausen Phantastik unseres E. A. Hoffmann sich versteigende Romantik, andererseits eine realistische Treue der Schilderung, die bis dahin fremd war, offenbart sich hier. Und dann der Humor! Es ist das gutmütige Lachen eines jungen Mannes, der sich selbst der Lebensfülle freut und selbst über seine Helben lacht, wenn sie in komische Situationen geraten sind. Jeder dieser Helben: der Dorffänger, der reiche Bauer, die Matrone, der Dorfschneider usw. ist dem wirklichen Leben entnommen und mit staunenswerter Naturwahrheit und dennoch poetisch geschildert. Alle abergläubischen Sitten und Bräuche im dörflichen Leben an einem Weihnachtsabend oder in einer Witternachtsnacht, wo die Geister des Unheils und die Kobolde bis zum ersten Hahnenschrei ihr Wesen treiben, werden dem Leser vorgeführt, und zwar mit dem ganzen Witz, der dem Ukrainerrufen eigen ist. Nicht alle Skizzen handeln von Bauern; einige auch von den oberen Klassen der Bevölkerung in den Kleinstädten, wie z. B. die unbezahlbar töpliche Humoreske von zwei Nachbarn, die wegen einer alten Finte, eigentlich aber deswegen in Feindschaft geraten sind, weil einer den anderen einen „Gänserich“ geheißen. „Taras Bulba“, die Behandlung einer der interessantesten Perioden der kleinrussischen Geschichte aus dem fünfzehnten Jahrhundert, gilt wohl als Perle von allen, wenn auch nicht hinsichtlich der mißlungenen Zeichnung einiger Personen und mancher allzu romantischer Einschläge, so aber gerade hinsichtlich der wunderbaren Beschreibung des Lebens und Kriegsführens in der freien Kosakenrepublik „jenseits der Stromschnellen“.

Mit diesen ukrainischen Skizzen nahm Gogol Abschied vom siedlerischen Dorfleben und wandte sich der großstädtischen Bevölkerung zu. Nicht daß er auch zugleich alles Romantische ab-

streifte; denn er blieb eine zwiespältige Natur, ein Problem, als Mensch und Dichter. Aber er legte die Sonde seiner analytischen Kritik ans Herz der Petersburger Gesellschaft. Diesem großrussischen Leben sind einige Novellen entnommen, wie: „Die Memoiren eines Wahnsinnigen“, die wegen ihrer glänzenden psychologischen Zeichnung hervorzuheben sind. Vor allem jedoch: „Der Ramelet“, dies traurig-lustige Stück aus dem Dasein eines Beamtenproletariats. Was Puschkin einmal von Gogols Humor gesagt hatte: er verberge „ungefessene Tränen“, trifft hier zu — jede Zeile dieser Novelle trägt den Stempel eines der größten Künstler.

Unmittelbar auf die Periode des novellistischen Schaffens folgt bei Gogol die Episode des dramatischen. Jede romantische Schrulle ist ausgeschaltet; er steht den Erschütterungen des Lebens mit klarstem Blick gegenüber. Nichts als Verlotterung und spitzbübisches Beamtentum ringsum! Das mußte den Satiriker reizen. Einen Vorstoß gegen die Willkürwirtschaft dieses Lumpengesindels hatte ja schon der Kleinrusse Osnowianenko mit seiner Komödie: „Der Antömmeling aus der Hauptstadt oder der Wirrwar in der Kleinstadt“ unternommen. Zwar ist nicht ersichtlich, daß Gogol dies Prototyp seines „Revisors“ gelesen hat; aber er selbst kannte die Bureaucratie viel zu gut und haßte sie gründlich. Und dann brachte ihm auch Puschkin die Anregung dazu. Dieser erzählte ihm eines Tages einen Fall, der sich im Gouvernement Nowgorod mit einem durcheinander Fremden ereignet hatte. Letzterer hatte sich für einen Beamten ausgegeben und die dortigen Einwohner gehörig gepöbelt. Wäre es nicht Puschkin selbst ein charakteristisches Erlebnis gehabt. Wäre es nicht Puschkins Aufenthalt in Orenburg hatte er erfahren, daß dem Grafen P. über seine Reise eine geheime Mitteilung zugegangen war, in der der Kaiser die schwachen Aufreißer vom Jahre 1773 zu schreiben, leerer Vorwände sei und seine Reise vielmehr den Zweck einer geheimen Revision der Tätigkeit der Orenburger Beamten habe. . . . Aus diesen beiden Erzählungen entstand Gogols „Revisor“, dessen Taufvater sich Puschkin auch stets nannte.

Freilich hatte Gogol, wie wir aus einem Briefe an Pogodin (1833) wissen, nur gewissermaßen aus der Not eine Tugend gemacht. Ihm schwebte ursprünglich eine Komödie vor, in der er Petersburg an den Pranger stellen wollte. „Ich war, schreibt er, ganz verfallen auf eine Komödie usw., wieviel Bosheit, Lachen, Salz gab es da! Doch auf einmal lenkte ich ein, da ich einsah, daß meine Feder fortwährend auf Stellen stieß, die die Zensur um nichts auf der Welt durchlassen wird. . . . Mir bleibt nichts anderes übrig, als den allerschuldigsten Stoff zu erkennen, der nicht einmal einem Rezierleutnant nahe treten kann.“ So erklärt sich die Wahl des an sich unschuldigen „Revisor“-stoffes und die Verlegung des Schauplatzes nach einem namenlosen Provinznest. In der Urfassung der Komödie war denn auch dem „heiligen Lachen“ noch weit mehr Platz eingeräumt, als in der späteren Fassung; denn der Dichter selbst, ultraroyal-konserverativ, gleich dem ganzen Puschkinreife, hegte gewiß keinerlei revolutionäre Ideen und Absichten. Aber wie gesagt: er haßte die Bureaucratie ingrimmig — und ihr wollte er doch ein Sündenmal aufbrennen. So ganz harmlos war demnach der „Revisor“ nicht. Zunächst stieß sich die Zensur an ihm, und die Komödie wäre sicher unaußgeführt geblieben, wenn sich nicht der Zar, von Schelowsky aufmerksam gemacht, ihrer angenommen hätte. Aber nach der Aufführung, da brach der Sturm los. Hatte der Dichter auch in weiser Vorsicht nur die Kleinen Diebe hängen, dagegen alle großen laufen lassen, eins blieb doch unberborgen: die Erbärmlichkeit der Bureaucratie und des ganzen Systems! Dies Rameletungezucht fühlte sich doch blamabel gezeigelt, was der Zar auch gleich nach der ersten Vorstellung durchschaut hatte, indem er äußerte: es haben darin „alle ihren Teil abbekommen — und ich am meisten“. Nun, das ist richtig. Gogol stellt keinen „positiven“ Charakter auf, sondern alle, wie sie da herumwimmeln, sind sie Lumpen, Produkte eines nichtswürdigen Gaunerprinzips, das zur Allgemeinheit erhoben ist.

Gogol wurde die Lust am Komödienschreiben verleidet. Wohl hat „Die Heirat“ noch bis heute nicht ihr Interesse verloren, und ist demzufolge auch ständig auf dem Repertoire der russischen Bühne geblieben, aber an eine Aufführung des Lustspiels: „Das Wladimirkreuz“, aus dem Leben der Petersburger Beamten, war niemals zu denken. Gogol ließ es unbeeendet — und kehrte Rußland mißmutig für einige Jahre den Rücken. Er ging nach Italien — dem Lande seiner sehnächtigen Träume. Freilich, nicht ohne zuvor in einer Schrift den Versuch zu machen, seinen „Revisor“ mystisch umzudeuten. Jenes namenlose Städtchen mit seinen Beamten „dies ist unsere Seelenstadt, und sie sitzt in jedem von uns. Der echte Revisor ist dann das Gewissen“. Doch das mindert alles nicht den untergänglichen Wert dieser klassischen Komödie, in der es förmlich nach Rußland „riecht“.

Gogol wandte sich endgültig vom Drama ab. Doch arbeitete er damals bereits an einem anderen Stoff, den er Puschkin gleichfalls verdankte. „Ricmand“, besetzte dieser zu sagen, „versteht es besser als Gogol, dem Russen seine Schwächen abzulauschen und sie zu schildern.“ Dies neue Werk war ein Roman; doch keiner, der in Großstadtleben, sondern im Wandelnden wurzelte. Es war der Roman: „Tote Seelen“, eigentlich nur eine Novelle fast ohne Fabel, oder doch mit einer Fabel von äußerster Einfachheit und —

gleich dem „Revisor“ — frei von Liebesgeschichten sozusagen. Wie aber lautete die Puschkinsche Idee? Zur Zeit der Leibeigenschaft war es in Rußland der Ehrgeiz jedes Krautjägers, Besitzer von einigen Hundert Leibeigenen zu werden, die er hernach trachtete, zu Geld zu machen. Nun wurden damals Volkszählungen nur alle zehn oder zwanzig Jahre vorgenommen; während dieser Zeit mußte der Herr für die unterdessen verstorbenen „Seelen“, das waren Männer — denn Weiber und Kinder zählten nicht —, die Kopfsteuer entrichten. Diese toten Seelen waren für ihn eine Last. Wie nun, wenn jemand den Plan faßte, sie anzukaufen? Solch ein Gauner ist bei Gogol ein gewisser Tschitschitoff. Um jenen Zustand gründlich auszunutzen, will er die toten Seelen dem darob frohen Gutsherren um ein Spottgeld abkaufen. Gätte er ihrer mehrere Hundert beisammen, so wollte er irgendwo in den südlichen Steppengebieten billiges Land erwerben, die imaginiären Seelen, die ja doch in Wirklichkeit gar nicht existieren, auf jenes Land schaffen, sie regelrecht buchen, als wenn sie leibhaftig dort säßen — und auf diese neue Art von Landgut bei der staatlichen Gutsherrbank eine Hypothek aufnehmen, um so mir nichts dir nichts den Grundstock zu einem Vermögen zu legen. Tschitschitoff ist in der Tat ein spekulativer Kopf ohnegleichen, freilich auch ein Typus von internationalem Vorkommen, bloß durch Gogols Temperament gefärbt, das natürlich echt russisch ist. Der Gauner reist also nach einer Provinzialstadt. Von dort aus macht er die notwendigen Besuche. Zunächst bei den Honoratioren, um sie alle sich geneigt zu machen. Das gibt Gogol reichliche Gelegenheit, und eine Musterkarte von allerhand Leuten und Ständen vorzuführen. Er tut es mit überlegenem Humor und verbältnißvoller Kraft realistischer Schilderung. Rußland hatte den ersten nationalen Roman! Allerdings konnte Gogol nur unter Ueberwindung der unglaublichsten Schwierigkeiten die Erlaubnis zum Druck des Puschkin-Werks und diesen nur für die erste Auflage erlangen. Kapiteln durch den Zensur nicht, als er nach Vorlesung des ersten doch Rußland! Ja, es waren die „ausrief: „Gott, wie traurig ist Lebendige und doch Verstorbene. . . . Tote Seelen“ — in Sklaverei seines Lebens, wurde Gogol von Gewissensbissen gequält. Ende deren Befolge immer die Trübsal und Einkehr zur ägyptischen Reaktion zu sein pflegen. Aber bei ihm stehen wir doch vor ungelösten psychologischen Rätseln. In einer Nacht verbrannte er das Manuskript des zweiten Bandes der „toten Seelen“, von dem indes einige Teile erhalten blieben und während seiner Lebenszeit in handschriftlichen Exemplaren umliefen. Jeder betrachtete damals das Buch als eine fürchtbare Anlage gegen die Leibeigenschaft, und das war es auch, sagt Peter Kropotkin. Gogol war ihr erster und stärkster Bekämpfer; denn sein Einfluß in Rußland war ungeheuer. Daher aber auch die wahnsinnige Opposition der herrschenden Klassen gegen ihn. Bezeichnend, wie dieser Zustand für Rußland, war für den Dichter der Ausklang seines Kampflebens. Er unterlag seinen Seelenkämpfen, wie seinen Bekehrern und seiner eigenen Größe. Für ihn, der ein Genie, ein echter Künstler war, gab es keinen Platz an der Heimatssonne. Sein vorzeitiger Tod — er hat sich zu Tode gefrämmelt und gefastet — muß als Beweis für diese traurige Wahrheit gelten. Aber Gogol hat die russische, nein die Weltliteratur, um seine interessante tragische Persönlichkeit, um seine Werte bereichert. Und sie werden bleiben

(Nachdruck verboten.)

## Bilder aus Bulgarien.

Von Adolf Strud (Athen).

„Was für ein wunderschönes Land ist doch dies Bulgarien! Alles ist grün; die Wände der tiefen Täler sind mit Linden und wilden Birnbäumen bestanden, breite Wiesen fassen die Wälder ein, üppige Kornfelder bedecken die Ebene, und selbst die weiten Strecken unangebauten Landes sind mit reichem Graswuchs geschnitten. Die vielen einzelnstehenden Bäume geben der Gegend einen besondern Reiz und zeichnen ihren dunklen Schatten auf den lichtgrünen Flächen ab.“ Mit diesen Eindrücken hat uns Woltke das Gemälde überliefert, das ihm Bulgarien im Jahre 1837 bot.

Ist der Wanderer, der auf dem Wege durch Serbien den bulgarischen Gefilden zustrebt, durch die prächtigen Landschaftsbilder der Donau- und Morawatäler gleichsam verhöhnt, so eröffnen sich ihm auf bulgarischem Boden Szenerien, die hinter jenen ersten nicht zurückstehen. Von der reizvollen Stadt Nisch, der zweiten Hauptstadt Serbiens, erreicht man auf einer Bahnfahrt, die durch eine wildromantische Talstrecke führt, und über die durch ihre mittelalterlichen Reste interessante Kreisstadt die serbisch-bulgarische Grenze. Der ruhige, blutige Krieg, den Serbien 1885 nach Bulgarien trug, hat überall seine schredlichen Erinnerungszichen zurückgelassen. Weder historische noch geographische Verhältnisse haben in diesem Gebiete die Grenzen vorgezeichnet. Tsaribrod ist die bulgarische Endstation. Weiterhin, wenn man das Gebirgssystem abermals durchschneidet, erreicht man die Höhe des Dragoman-Passes, der die Wasserscheide zwischen dem Schwarzen und dem Ägäischen Meere bildet. Hier überblickt man weiterhin das bulgarische Bergland, das sich nach Osten als die Balkanette, nach Südosten als das wilde Rhodopenmassiv hinzieht,

Hoch ragt der einem Niesenkegel gleich aufsteigende Witosch empor, der bulgarische Olympus, einem Vulkan gleich, dessen Egenitmasse das ganze Gebiet beherrscht. Im Hintergrunde taucht das fast 8000 Meter hohe Rilagebirge auf, auf dessen romantischen Höhen sich das berühmte Rilakloster erhebt.

Von den Dragomanhöhen, auf denen in den Nobembertagen von 1885 gleichsam die Entschcheidung für das serbisch-bulgarische Ringen fiel, senkt sich der Weg talwärts. Fast senkrecht erheben sich zu beiden Seiten die Felsen, kahl und grau; rauschend vereinigen sich die Bäche, die reizend über ausgedehnte Geröllfelder dem Iszer zueilen. Unten breitet sich ein Flachland aus, wo lange Baumreihen die Wege säumen, wo freundliche Weiler von grünem Buschwerk umgeben sich erheben, wo wogende Kornfelder und üppige Gärten den weiten Raum füllen. Und hier unten liegt, auf breiter Grundfläche, die jüngste bulgarische Residenz, in stiller Geschäftigkeit, von einer Anzahl mauwurfsartiger Grabhügel umgeben, die es wie Wachtposten umkreisen und die Sagen einer märchenhaften prähistorischen Zeit vertraumen.

Sofia ist eine weitverbreitete, flache Stadt, ober der Wlad umfaßt einen von malerischen Berglinien begrenzten Horizont, an dem sich im Süden der hohe Witosch und im Nordosten die lange Reihe der Etropolberge erheben. Man erhält sofort den Eindruck einer modernen Großstadt, so sehr haben die Fortschritte der letzten Jahre zur Ausgestaltung des Stadtbildes beigetragen, das sich auch hier an den älteren Kern der Altstadt anschließt und ihn umgibt. Die Straßen, die zu einem regelmäßigen Netz ausgebaut sind, machen mit ihren modernen Bauten einen freundlichen Eindruck; der Orient scheint hier vieles von seiner Eigenart schon abgetrennt zu haben. Seitdem Sofia zur Residenz auserkoren wurde, hat sich der gesamte Handel und Verkehr hier zentralisiert. Sofia ist der geistige Mittelpunkt Bulgariens geworden, weshalb es als Hauptstadt eine nicht weniger denn günstige war Sofia und strategische Lage besitzt. In seiner Freundschaft von Bergen ein nur unbedeutendes Dorf. Frühzeitig zur Besiedelung auf-

gefordert, welchem jeglichen Zustande ist Sofia eine Schöpfung des russisch-türkischen Krieges, dem die Stadt am 4. Januar 1878 zum Opfer fiel. Alles, was türkisch war, wurde vernichtet, gegen 900 türkische Häuser wurden zerstört, die Moscheen wurden niedergehauen oder ihren Kultzwecken entzogen. Was an Resten jener Zeit noch erhalten ist, gehört zu den Sehenswürdigkeiten der Stadt und trägt dazu bei, ihr ein malerisches Aussehen zu verleihen. Eine einzige Moschee ist den Türken belassen worden, und neben ihr erhebt sich ein durch seine Kuppelform charakteristisches Badehaus über einer ergiebigen natürlichen Schwefelquelle. Sie liegen in der eigentlichen Altstadt, wo sich auch der Bazar erhob. Was sich ihnen hier noch anschließt, erinnert vielfach an die vergangenen Zeiten. Die bedeutendste Moschee, die sogenannte Büjül-Dschami, ist jetzt zu einem Nationalmuseum umgestaltet, sie fällt besonders durch ihre zehn Metallkuppeln auf. Das Palais im Renaissancestil ist aus dem großen türkischen Regierungsgebäude „Konak“ entstanden; es kann sich daher einer besonderen Schönheit nicht rühmen. In einfachem Stil sind die übrigen staatlichen in den letzten Jahren entstandenen Gebäude gehalten, die sich hier um den Palast gruppieren; sie fallen durch ihre durchaus moderne und solide Bauart wohlthuend auf. In dem engen Raume der Altstadt sind hier rings um das Palais in kürzester Zeit eine erstaunliche Zahl Neubauten entstanden, die jenem Viertel seinen würdigen Charakter benehmen und die Vergangenheit fast zu verwischen scheinen. Denkmäler, Baulanlagen und Plätze tragen zur Verschönerung des Stadtbildes bei. An den beiden Flüssen Elechnitza und Perlova, die das Stadtgebiet in geringem Abstände durchziehen, sind schöne Quaianlagen entstanden; ein reges Leben flutet durch die gepflegten, sauber gehaltenen Straßen, die von elektrischen Bahnen durchzogen werden.

Auf einem großen Platze, gerade im Zentrum der Stadt, erhebt sich die alte Kathedrale, als ein Bauwerk modernsten bulgarischen Kirchenstils und daneben der isolierte Glockenturm. Sie ist ein Erzbauhau für ältere verfallene, kleine Kirchen byzantinischen oder altbulgarischen Ursprungs, von Bauten, die nur zum Teil wegen ihres kunsthistorischen Interesses erhalten werden. Als solche kennzeichnen sich die beiden dicht bei der Kathedrale liegenden Kirchen Sweti Spas und Sweti Georgi. Nur die letztere ist hoher Beachtung wert wegen ihres auf das 2. Jahrhundert v. Chr. zurückgehenden Ursprungs. Man hat es hier mit einem Tempelbau zu tun, der erst im 6. Jahrhundert, wohl unter Konstantin d. Gr., in eine christliche Kirche des hl. Georg verwandelt wurde und sich deshalb durch eine besonders einfache Konstruktionsweise, durch den Aufbau eines Rundturms auf einem vierseitigen Unterbau, kennzeichnet. Bei weitem größeres Interesse beansprucht die nahe bei der neuen Kathedrale gelegene Sophien-Kirche, das Wahrzeichen der Stadt. Es ist ein bedeutender Backsteinbau, vermutlich des 12. Jahrhunderts; seine Kuppel ragt über das Häusermeer der Stadt hervor; die Gliederung des Baues und seine Fresken sind die Elemente, die es vor allen anderen älteren Bauwerken auszeichnen. Der Sophien-Kirche aber hatte die Stadt ihren neuen Namen Sophia zu verdanken.

Sophia zählt heute nahezu 70 000 Einwohner, während es Ende der siebziger Jahre 20 000 kaum erreichte. Die Zahl der Türken

ist auf 500 gesunken, die der spanischen Juden auf 6000 gestiegen. Ein interessantes buntes Leben und Treiben entwickelt sich in dem Zigeunerviertel, das zwischen der Elechnitza und dem Bahnhof liegt; bunt durch seine Gassen und Trachten, bunt durch die oiezeitige Beschäftigung und primitive Lebensweise der Inassen, die mehr denn alle übrigen Einwohner dem modernen Sophia etwas von seinem einstigen orientalischen Charakter zurückgeben.

Sophia ist zum Knotenpunkte der wichtigsten Verkehrswege Bulgariens geworden, namentlich des auf großer Basis angelegten und projektierten Eisenbahnnetzes, dessen Ausbau die Bulgaren eifrig betreiben. Nach Südosten führt die Stammlinie, die Sophia mit Philippopol, Adrianopol und Konstantinopel verbindet. Bei Wafarel wird auf einer durch die technische Anlage der Bahn interessanten Fahrt die Bahnhöhe erreicht; auf dem nun folgenden Gefälle liegen große Waldungen. Endlich kommt man bei dem malerischen Wellewa aus dem engen Maripatale heraus. Die Ebene, die sich bei Tatar-Wafardschid ausbreitet, flutet von Korn und Weiszfeldern; weiterhin breiten sich Weinberge aus, mächtige Baumkulturen und Gemüsegärten.

So erreichen wir die Dreihügelstadt Philippopol oder Plovdiv, wie sie von den Slawen genannt wird, die zweite Hauptstadt Bulgariens. Es ist das thrakische Cumolpias, das Philipp II. von Makedonien umgetauft hat und das heute auf eine reiche Vergangenheit zurückblicken darf. Die Stadt, die jetzt 48 000 Einwohner zählt, hat nichts von ihrem türkischen Charakter verloren. Die Straßen sind eng und winkelig, die Sehenswürdigkeiten gering, aber in seiner Gesamtheit gewährt Philippopol durch die jah aus dem Stadtfelde emporstehenden Hügel, durch ihre malerische

Bebauung ein einigartiges Aussehen. Von mancher Beziehung von dem Charakter Donauprovins ab. Das Gebiet südlich vom Balkanzuge ist milde in Formen und Klima, es entspricht im wesentlichen den süd-thrakischen Landschaften, jenen des Vorlandes von Konstantinopel. Nur das Hügeland des Balkan, bei Stara-Zagora, Kasanlit und Eliven hat einen dem nördlichen Gange des Gebirgszuges entsprechenden einseitigen Charakter. Die Vegetation ist üppig, die Waldungen sind sehr ausgedehnt. Eine Bahn, die bei Seimentli von der Stammlinie abzweigt, führt uns über Nova-Zagora und Zamboli nach Burgas am Schwarzen Meer. Bei Zamboli erreicht man das rühmlichst bekannte Tal der Rundscha, das von Osten nach Westen streicht und von duftenden Rosenfeldern bis nach Kasanlit hinauf förmlich bedeckt ist. Es ist dies das Produktionszentrum des Rosenöls. Die reizvolle Talandschaft gleicht im Frühjahr einem Paradiese, das durch das bunte Leben und Treiben, durch Trachten und Sitten zu einem Märchenlande umgestaltet erscheint. Hoch steigen die Wände des Balkan auf mit rauhen Schluchten und wilden Bächen; auf den lange schneebedeckten Höhen lagert schwer das graue Wolkenmeer. Fast will es scheinen, als ob diese Niesenwälder unübersteigbar sind, und doch führen Pässe, ja fahrbare Straßen über sie hinweg. Berühmt sind die russischen Nebengänge 1829 und 1877/78 über dem Balkan, besonders die blutigen Kämpfe am Schipapass, die mit der Vernichtung eines Teiles der brauchbarsten türkischen Armee endeten.

Am dem Nordabhange des Balkan steigt man herab zur Dornenburg Lirnowa, zu einer der einstigen Hauptstädte des großbulgarischen Reiches. Wie aus der Tiefe hervorgezaubert, taucht hier ein Stadtbild von überraschender Eigenart auf. „Ich habe nie eine romantischere Lage, als die dieser Stadt gefunden“, schreibt Moltke; „denke Dir ein enges Gebirgstal, in welchem die Jantra sich ihr tiefes Flussbett zwischen senkrechten Sandsteintwänden gewühlt hat und wie eine Schlange in den felsigsten und lapriziossten Wendungen fortfließt. Die eine Wand des Tales ist ganz mit Wald, die andere ganz mit Stadt bedeckt. Mitten im Tale erhebt sich ein kegelförmiger Berg, dessen senkrechte Felswände ihn zu einer natürlichen Festung machen; der Fluß schließt ihn ein, wie eine Insel, und er hängt mit der übrigen Stadt nur durch einen 200 Fuß langen und 40 Fuß hohen natürlichen Felsdamm zusammen, der aber nur breit genug für den Weg und die Wasserleitung ist. Ich habe eine so abenteuerliche Felsbildung nie gesehen.“ Die auf den engsten Raum gedrängten Häuser, aus denen die spitzen Minarets, die hohen Glockentürme emporragen, die bizarren Formen des Terrains und des Flusses haben ein Bild von höchster Eigenart geschaffen.

Die Zentralbahn, die von Sophia ausgehend durch den überwältigend schönen Iszerdurchbruch nach Westen führt, bietet eine der reizvollsten Fahrten. Bei Plewna, jenem lieblichen Städtchen von fast 19 000 Einwohnern, ist eine der größten und blutigsten Schlachten geschlagen worden, bei der Osman Pascha, der „Löwe von Plewna“, nach mehr als drei Monate währendem Widerstande, nach gänzlicher Isolierung mit 40 000 Mann die Waffen strecken mußte. Endlich konnten wir bei Warana an das Schwarze Meer. Warna ist mächtig aufgeblüht, seitdem die türkischen Befestigungen 1878 geschleift wurden. Heute ist es die bedeutendste, durch gute Hafen- und Anlagen ausgerüstete Seestadt Bulgariens, die die günstigsten Rückwirkungen auf den Handel ausübt.